



Weltwoche Nr. 27/98, 2.7.1998

Der Uni-Psychologe Eugen Teuwsen über das Leiden der Studenten am Studium

«Und der Professor ist weit weg»

«Das Studium muss klarer strukturiert werden. Die tausend Möglichkeiten, aus denen heute gewählt werden kann, sind nicht unbedingt ein Gewinn.»

Interview: Thomas Gull



*Mangelndes Selbstwertgefühl, Depression:
Studentinnen suchen öfter Hilfe als Studenten*

Weltwoche: Herr Teuwsen, was belastet die Studentinnen und Studenten in Zürich?

Eugen Teuwsen: Mit dem Beginn eines Studiums tritt eine Wende im Leben ein, eine Entstrukturierung. Die Studierenden sind plötzlich auf sich selbst gestellt. Sie werden nicht mehr geführt wie in der Schule, und sie lösen sich von den Eltern. Zudem sind sie mit der Frage konfrontiert, ob sie den neuen Herausforderungen gewachsen sind.

Die Studierenden an der ETH haben offenbar weniger Probleme mit dieser neuen Situation als jene an der Universität.

Für die ETH-Studenten ist diese Übergangsphase tatsächlich problemloser, der Bruch ist weniger gross. Die ganze Situation ist ähnlich wie an der Mittelschule: Sie kommen wieder in einen Klassenverband, die Gruppen sind kleiner, und die Betreuung ist enger.

An der Universität gibt es in dieser Hinsicht weniger Unterstützung?

Insbesondere in Massenfächern, wie etwa Psychologie oder Geschichte, ist jeder mehr oder weniger sich selbst überlassen. Wie Untersuchungen in den letzten zwanzig Jahren gezeigt haben, kritisieren die Studierenden nicht die Leistungsanforderungen, diese werden akzeptiert. Der Kern der Kritik ist, dass sie sich selbst überlassen sind und tragende Strukturen fehlen. Die Indifferenz der Dozierenden, aber auch der Mitstudierenden wird beklagt. Die Studenten kommen in die Veranstaltungen und gehen wieder, ohne persönliche Kontakte zu haben.

Mit wem wünschen sich die Studenten denn mehr Kontakt?

Zunächst einmal mit den Mitstudenten. Das Verhältnis zu den Dozenten ist ohnehin distanziert, direkte Kontakte sind extrem selten. Manchmal kommt es erst am Ende des Studiums, bei den Prüfungen, dazu. Vorher kennen die Studierenden vielfach ihre eigentlichen fachlichen Bezugspersonen kaum, und die Professoren sind sowieso weit weg. Sie wissen oft gar nicht, wer bei ihnen studiert - zumindest in den Massenfächern.

Was ist der Grund für den offenbar geringen Kontakt zwischen den Studenten?

Es ist sicher ein Zürcher Phänomen, dass viele Studierende auch während des Studiums weiterhin zu Hause leben oder am Wochenende nach Hause fahren. Eine eigentliche Studentenkultur gibt es deshalb in Zürich nur in sehr beschränktem Ausmass. Die Universität hat im Leben des einzelnen einen viel geringeren Stellenwert als in anderen Ländern, die Schwerpunkte und Sinnbezüge liegen zu einem grossen Teil ausserhalb. Die meisten der hiesigen Studierenden sind pragmatisch, sie holen hier nur noch Wissen ab und sehen das Studium als eine Art Durchlauferhitzer für einen

guten Job. Eigentlich ist es jedoch unhaltbar, wenn Studierende so wenig persönlichen Bezug zu ihrer Hochschule haben. Das Studium ist ein wichtiger Abschnitt im Leben. Der Einfluss, den die Universitäten auf die späteren Führungskräfte haben, ist ganz entscheidend. Es müsste deshalb ein Zugehörigkeitsgefühl geschaffen werden.



Wenn man mit dreihundert anderen in einer Vorlesung sitzt oder mit sechzig anderen in einem Seminar, ist es schwierig, so etwas wie ein Zugehörigkeitsgefühl zu entwickeln.

Mit dieser Situation ist niemand zufrieden. Die Fakultäten reden von Notmanagement und Bildungsnotstand. Die Verantwortlichen wissen ganz genau, dass die momentanen Zustände eigentlich kaum verantwortbar sind. Man muss deshalb darüber nachdenken, ob man nicht gewisse Elemente des amerikanischen Universitätssystems übernehmen sollte.

Was genau würden Sie übernehmen?

Vor allem die Betreuung müsste viel persönlicher, näher, weniger indifferent werden. Auch in Europa gibt es den Trend hin zu den kleineren Universitäten, in Deutschland etwa Passau, Bayreuth und Ilmenau oder in Holland die technische Universität Eindhoven. Diese Universitäten haben ein engeres Betreuungsverhältnis, die Studiengänge sind kürzer und überschaubarer, mit transparenten Anforderungen.

Bessere Betreuung setzt eine grössere Zahl von Unterrichtenden voraus. Wie wollen Sie das bezahlen?

Es muss nicht alles Geld kosten. Zuerst könnte man versuchen, die Einstellung der Dozenten gegenüber den Studierenden zu ändern. Sie sollten wirklich ernst genommen und mehr einbezogen werden. Sie haben viel zu sagen. Wenn ihre Vorschläge berücksichtigt würden, könnte vieles verbessert werden.

Ist das nicht utopisch? Das würde für die Professoren bedeuten, einen Teil ihrer Macht abzutreten.

Wir müssen uns im klaren sein, dass das heutige System veraltet ist. Die Distanzierungen sind überholt, die Abflachung der Hierarchien wird auch im Schweizerischen Wissenschaftsrat diskutiert. Die grosse Distanz der Dozenten zu den Studenten ist ein Problem. Die Studierenden gehen in der Menge unter und müssen oft jahrelang ohne persönliche Rückmeldungen auskommen.

Wie kann ein Professor, der fünfzig Leute im Seminar hat, jedem und jeder eine persönliche Rückmeldung geben?

Es geht immer um das Betreuungsverhältnis. Das kann man auch ändern, ohne dass das viel Geld kostet. Ich denke vor allem an das Tutoren-System: Ältere Studierende kümmern sich um jüngere und arbeiten in Kleingruppen mit diesen zusammen. Das hat sich wirklich bewährt und sollte ausgebaut werden.

Müsste didaktische und soziale Kompetenz bei der Auswahl der Professoren stärker gewichtet werden?

Absolut. Die Unterstützung der Lehre und die ganze Lernkultur sind ausgesprochen wichtig. Nehmen wir an, sie haben die gewünschten Kleingruppen und der Dozent doziert weiter und kann nicht warten, bis die Studierenden sich äussern - dann ist natürlich nichts gewonnen. Der Diskurs müsste das zentrale Agens der akademischen Kultur sein.

Vor allem die Studierenden an der Universität sind mit der Organisation des Studiums nicht zufrieden. Was müsste sich hier ändern?

Das Studium müsste klarer strukturiert werden. Ich könnte mir vorstellen, dass jede Studiengeneration auch an der Universität in Klassenzügen geführt wird. Dann sind die Studenten alters- und wissensmäßig weniger weit auseinander. Zudem muss die Übersichtlichkeit des Uni-Studiums verbessert werden. Die Studierenden wollen wissen, was sie zu leisten haben. Viele Uni-Studenten haben grosse Probleme mit der dort praktizierten Offenheit und Unverbindlichkeit. An der ETH wird dem besser Rechnung getragen.

Das ist etwas paradox: Wie die Studie zeigt, wollen Uni-Studenten ihr Studium möglichst frei gestalten, gleichzeitig leiden offenbar viele gerade unter dieser Freiheit.

Die heile «akademische Freiheit», was ist das überhaupt? Ein Ausdruck für Laissez-faire, für Unverbindlichkeit, dafür, dass man die Studierenden sich selbst überlässt? Oder ist es wirklich ein qualitativer Wert?

Ein klares Anforderungsprofil dürfte gerade in den Sozial- und Geisteswissenschaften nicht einfach zu erstellen sein.

Das ist auch in den Naturwissenschaften nicht einfach. Weshalb nicht auch in den Sozial- und Geisteswissenschaften etwas engere und dafür klarere Vorgaben und Strukturen? Die tausend Möglichkeiten, die es jetzt gibt, sind nicht unbedingt ein Gewinn.

Wie die Studie zeigt, leiden Frauen stärker an der Studiensituation als Männer und beanspruchen auch öfter Hilfe.

Tatsächlich kommen mehr Frauen zu uns als Männer - aus allen Studienrichtungen, zu jedem Zeitpunkt des Studiums. Frauen sind subjektiv belasteter als ihre männlichen Kollegen, leiden öfter an mangelndem Selbstwertgefühl und sind depressiver.

Eine Folge der nach wie vor vorhandenen männlichen Dominanz an den Hochschulen?

Nein, es hängt eher mit den traditionellen Rollenerwartungen zusammen. Die Frauen haben von ihrem sozialen Rollenverständnis her die Erlaubnis, auszudrücken, was sie wirklich erleben, ihre Gefühle wahrzunehmen, darüber zu reden. Die Schwelle für die Frauen, Hilfe in Anspruch zu nehmen, ist niedriger als bei den Männern.

Und was machen die Männer?

Die Männer versuchen, ihre Probleme selber zu lösen oder zu unterdrücken. Sie kommen später zu uns, wenn es nicht mehr anders geht. Gerade an der ETH wissen wir, dass die Studenten Krisen erleben, aber sie versuchen, die Probleme beiseite zu schieben.

Die Probleme liegen nun auf dem Tisch. Wird sich auch etwas ändern?

Ich bin optimistisch. An der Universität hat man das Prorektorat Lehre geschaffen, das ist eine gute Weichenstellung. Zudem soll die Studienberatung verbessert werden. Die ETH unternimmt punkto Betreuungsverhältnis grosse Anstrengungen, es werden mehr Assistenzprofessuren geschaffen. Die Mühlen mahlen langsam, aber immerhin, sie mahlen.

